

Dies ganze geistliche und liturgische, disziplinäre und theologische Erbe mit seinen verschiedenen Traditionen gehört zur vollen Katholizität und

Apostolizität der Kirche (UR 17)

Ökumenische Studententagung in der

Orthodoxen Akademie von Kreta

9.-16. Juni 2013

Manfred Scheuer

Hat mit der Religion Christi gar nichts zu tun ... (Adolph von Harnack)

Im Wintersemester 1899/1900 hat Adolph von Harnack (1851-1930) an der Universität Berlin sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten über „Das Wesen des Christentum“ gehalten. Harnack stellt das Evangelium in seiner historischen Erscheinung und in seinen Wirkungen als das Wesen des Christentums in einer populären Synthese dar, die zur Programmschrift der Liberalen Theologie wurde. Methodisch greift er zu den Mitteln der historisch-kritischen Methode und zu einer „Hermeneutik der Lebenserfahrung“. Die historisch-institutionellen und konfessionell dogmatischen Ausformungen des Christentums werden vom „Evangelium“ kritisch beurteilt. Der Kern der Botschaft Jesu ist für Harnack durch drei Momente gekennzeichnet: „das reich Gottes, Gott als Vater und der unendliche Wert der Menschenseele, die in der Liebe sich darstellende ‚bessere‘ Gerechtigkeit.“

Über das griechisch-orientalische Christentum schreibt Harnack: „Der griechische Christ antwortet auf die Frage, wer Christ im höchsten Sinne des Wortes sei: der Mönch. Wer sich im Schweigen übt und im Reinsein, wer nicht nur die Welt flieht, sondern auch die Weltkirche, wer nicht nur die falsche Lehre vermeidet, sondern auch das Reden über die richtige, wer da fastet, kontempliert und unverrückt wartet, bis seinem Auge der Lichtglanz Gottes aufgeht, wer nichts für wertvoll hält als die Stille und das Nachdenken über das Ewige, wer nichts vom Leben verlangt als den Tod, wer aus solcher vollkommenen Selbstlosigkeit und Reinheit Barmherzigkeit hervorquellen lässt - der ist Christ. ...

Nicht nur die Weltkirche hat sich das Mönchtum unterworfen und es überall unter ihr Joch gebeugt, sondern auch die Weltlichkeit ist in besonderem Maße in die Klöster eingezogen. In der Regel sind die griechischen und orientalischen Mönche heute die

Organe für die niedersten und schlimmsten Funktionen der Kirche, für den Bilder- und Reliquiendienst, den krassesten Aberglauben und die blödeste Zauberei. Ausnahmen fehlen nicht, und noch immer muss sich die Hoffnung auf eine bessere Zukunft an die Mönche klammern; aber abzusehen ist nicht, wie einer Kirche Besserung werden soll, die, mag sie lehren was sie will, sich dabei beruhigt, dass ihre Mitglieder gewisse Zeremonien richtig beobachten — das ist der christliche *Glaube* — und die Fasten richtig einhalten - das ist die christliche *Sittlichkeit*.

Wir fragen schließlich: Wie ist das Evangelium in dieser Kirche modifiziert worden, und wie hat es sich behauptet? Nun, zunächst habe ich keinen Widerspruch zu erwarten, wenn ich antworte: dieses offizielle Kirchentum mit seinen Priestern und seinem Kultus, mit allen den Gefäßen, Kleidern, Heiligen, Bildern und Amuletten, mit seiner Fastenordnung und seinen Festen hat mit der Religion Christi gar nichts zu tun. Das alles ist antike Religion, angeknüpft an einige Begriffe des Evangeliums, oder besser, das ist die antike Religion, welche das Evangelium aufgesogen hat. Die religiösen Stimmungen, die hier erzeugt werden, oder die dieser Art von Religion entgegenkommen, sind unterchristliche, sofern sie überhaupt noch religiös genannt werden können. Aber auch der Traditionalismus und die „Orthodoxie“ haben mit dem Evangelium wenig gemein; auch sie sind nicht von ihm her gewonnen oder von ihm abzuleiten. Korrekte Lehre, Pietät, Gehorsam, Schauer der Ehrfurcht können wertvolle und erhebende Güter sein; sie vermögen den einzelnen zu binden und zu zügeln, zumal wenn sie ihn in die Gemeinschaft eines festen Kreises hineinziehen; aber mit dem Evangelium haben sie so lange nichts zu tun, als der einzelne nicht dort gefasst wird, wo seine Freiheit liegt und die innere Entscheidung für oder wider Gott.“^[1]

Dies ganze geistliche und liturgische, disziplinäre und theologische Erbe mit seinen verschiedenen Traditionen gehört zur vollen Katholizität und Apostolizität der Kirche (UR 17)

^[1] Adolf con Harnack, Das Wesen des Christentums, Gütersloh 1977, 142f.

Das Dekret über den Ökumenismus „UNITATIS REDINTEGRATIO“ des Zweiten Vatikanischen Konzils^[2] wurde entworfen, nachdem das Konzil im Dezember 1962 beschlossen hatte, drei Textentwürfe unterschiedlicher Herkunft zu ökumenischen Fragen sollten in einem einzigen Dekret zusammen gefasst werden. Das Schema dieses Dekrets, das unter der Verantwortung des Sekretariats für die Förderung der Einheit der Christen entstand, enthielt zunächst fünf Kapitel, von denen IV und V später abgetrennt und zu eigenen Konzilserklärungen (über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen und über die religiöse Freiheit) wurden. Die ersten drei Kapitel wurden am Ende der II. Konzilssitzungsperiode 1963 diskutiert. Nach Einarbeitung der Änderungsvorschläge wurde in der III. Konzilssitzungsperiode 1964 detailliert über das Schema abgestimmt. Nachdem alle Teile des Schemas vom Konzil bereits angenommen worden waren, wurden auf Weisung des Papstes 19 Textänderungen vorgenommen (Schwarze Woche). Die feierliche Schlussabstimmung ergab 2137 Ja- gegen 11 Nein-Stimmen; am gleichen Tag, dem 21. November 1964, wurde das Dekret feierlich verkündet. Die Lehre des Konzils über das Verhältnis der katholischen Kirche zu den nichtkatholischen Kirchen und Christen ist in der dogmatischen Konstitution über die Kirche, im Dekret über den Ökumenismus und auch im Dekret über die katholischen Ostkirchen enthalten. Diese Lehre muss zusammengekommen betrachtet werden.

Kap. 3. Nr. 14. Die Kirchen des Orients und des Abendlandes sind Jahrhunderte hindurch je ihren besonderen Weg gegangen, jedoch miteinander verbunden in brüderlicher Gemeinschaft des Glaubens und des sakramentalen Lebens, wobei dem Römischen Stuhl mit allgemeiner Zustimmung eine Führungsrolle zukam, wenn Streitigkeiten über Glaube oder Disziplin unter ihnen entstanden. Mit Freude möchte die Heilige Synode neben anderen sehr bedeutsamen Dingen allen die Tatsache in Erinnerung rufen, dass im Orient viele Teilkirchen oder Ortskirchen bestehen, unter denen die Patriarchalkirchen den ersten Rang einnehmen und von denen nicht wenige sich ihres apostolischen Ursprungs rühmen. Deshalb steht bei den Orientalen bis auf den heutigen Tag der Eifer und die Sorge im Vordergrund, jene brüderlichen Bande der Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe zu bewahren, die zwischen Lokalkirchen als Schwesterkirchen bestehen müssen. Es darf ebenfalls nicht

^[2] Vgl. Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil Hg. von Peter Hünemann und Bernd Jochen Hilberath, Bd. 3, 69-223, bes. 166-176.

unerwähnt bleiben, dass die Kirchen des Orients von Anfang an einen Schatz besitzen, aus dem die Kirche des Abendlandes in den Dingen der Liturgie, in ihrer geistlichen Tradition und in der rechtlichen Ordnung vielfach geschöpft hat. Auch das darf in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden, dass die Grunddogmen des christlichen Glaubens von der Dreifaltigkeit und von dem Wort Gottes, das aus der Jungfrau Maria Fleisch angenommen hat, auf ökumenischen Konzilien definiert worden sind, die im Orient stattgefunden haben. Jene Kirchen haben für die Bewahrung dieses Glaubens viel gelitten und leiden noch heute. Das von den Aposteln überkommene Erbe aber ist in verschiedenen Formen und auf verschiedene Weise übernommen, und daher schon von Anfang an in der Kirche hier und dort verschieden ausgelegt worden, wobei auch die Verschiedenheit der Mentalität und der Lebensverhältnisse eine Rolle spielten. Dies alles hat, neben äußeren Gründen, auch infolge des Mangels an Verständnis und Liebe füreinander zu der Trennung Anlass geboten.

15. Es ist allgemein bekannt, mit welcher Liebe die orientalischen Christen die liturgischen Feiern begehen, besonders die Eucharistiefeier, die Quelle des Lebens der Kirche und das Unterpfand der kommenden Herrlichkeit, bei der die Gläubigen, mit ihrem Bischof geeint, Zutritt zu Gott dem Vater haben durch den Sohn, das fleischgewordene Wort, der gelitten hat und verherrlicht wurde, in der Ausgießung des Heiligen Geistes, und so die Gemeinschaft mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit erlangen, indem sie der göttlichen Natur teilhaftig" (2 Petr 1,4) geworden sind. So baut sich auf und wächst durch die Feier der Eucharistie des Herrn in diesen Einzelkirchen die Kirche Gottes, und durch die Konzelebration wird ihre Gemeinschaft offenbar. Bei diesem liturgischen Kult preisen die Orientalen mit herrlichen Hymnen Maria, die allzeit Jungfräuliche, die das Ökumenische Konzil von Ephesus feierlich als heilige Gottesgebärerin verkündet hat, damit dadurch wahrhaft und eigentlich Christus als Gottes- und Menschensohn gemäß der Schrift anerkannt werde. Ebenso verehren sie viele Heilige, unter ihnen Väter der gesamten Kirche. Da nun diese Kirchen trotz ihrer Trennung wahre Sakramente besitzen, vor allem aber in der Kraft der apostolischen Sukzession das Priestertum und die Eucharistie, wodurch sie in ganz enger Verwandtschaft bis heute mit uns verbunden sind, so ist eine gewisse Gottesdienstgemeinschaft unter gegebenen geeigneten Umständen mit Billigung der kirchlichen Autorität nicht nur möglich, sondern auch ratsam. Im Orient finden sich auch die Reichtümer jener geistlichen Traditionen, die besonders im

Mönchtum ihre Ausprägung gefunden haben. Denn seit den glorreichen Zeiten der heiligen Väter blühte dort jene monastische Spiritualität, die sich von dorthier auch in den Gegenden des Abendlandes ausbreitete und aus der das Ordenswesen der Lateiner als aus seiner Quelle seinen Ursprung nahm und immer wieder neue Kraft erhielt. Deshalb wird mit Nachdruck empfohlen, dass die Katholiken sich mehr mit diesen geistlichen Reichtümern der orientalischen Väter vertraut machen, die den Menschen in seiner Ganzheit zur Betrachtung der göttlichen Dinge empor führen. Alle sollen um die große Bedeutung wissen, die der Kenntnis, Verehrung, Erhaltung und Pflege des überreichen liturgischen und geistlichen Erbes der Orientalen zukommt, damit die Fülle der christlichen Tradition in Treue gewahrt und die völlige Wiederversöhnung der orientalischen und der abendländischen Christen herbeigeführt werde.

16. Schon von den ältesten Zeiten her hatten die Kirchen des Orients ihre eigenen Kirchenordnungen, die von den heiligen Vätern und Synoden, auch von ökumenischen, sanktioniert worden sind. Da nun eine gewisse Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche, wie sie oben erwähnt wurde, nicht im geringsten der Einheit der Kirche entgegensteht, sondern vielmehr ihre Zierde und Schönheit vermehrt und zur Erfüllung ihrer Sendung nicht wenig beiträgt, so erklärt das Heilige Konzil feierlich, um jeden Zweifel auszuschließen, dass die Kirchen des Orients, im Bewusstsein der notwendigen Einheit der ganzen Kirche, die Fähigkeit haben, sich nach ihren eigenen Ordnungen zu regieren, wie sie der Geistesart ihrer Gläubigen am meisten entsprechen und dem Heil der Seelen am besten dienlich sind. Die vollkommene Beobachtung dieses Prinzips, das in der Tradition vorhanden, aber nicht immer beachtet worden ist, gehört zu den Dingen, die zur Wiederherstellung der Einheit als notwendige Vorbedingung durchaus erforderlich sind.

17. Was oben von der legitimen Verschiedenheit gesagt wurde, dasselbe soll nun auch von der verschiedenen Art der theologischen Lehrverkündigung gesagt werden. Denn auch bei der Erklärung der Offenbarungswahrheit sind im Orient und im Abendland verschiedene Methoden und Arten des Vorgehens zur Erkenntnis und zum Bekenntnis der göttlichen Dinge angewendet worden. Daher darf es nicht wundernehmen, dass von der einen und von der anderen Seite bestimmte Aspekte des offenbarten Mysteriums manchmal besser verstanden und deutlicher ins Licht gestellt wurden, und zwar so, dass man bei jenen verschiedenartigen theologischen Formeln oft mehr von einer gegenseitigen Ergänzung als von einer Gegensätzlichkeit

sprechen muss. Gerade gegenüber den authentischen theologischen Traditionen der Orientalen muss anerkannt werden, dass sie in ganz besonderer Weise in der Heiligen Schrift verwurzelt sind, dass sie durch das liturgische Leben gefördert und zur Darstellung gebracht werden, dass sie genährt sind von der lebendigen apostolischen Tradition und von den Schriften der Väter und geistlichen Schriftsteller des Orients und dass sie zur rechten Gestaltung des Lebens, überhaupt zur vollständigen Betrachtung der christlichen Wahrheit hinführen. Dieses Heilige Konzil erklärt, dass dies ganze geistliche und liturgische, disziplinäre und theologische Erbe mit seinen verschiedenen Traditionen zur vollen Katholizität und Apostolizität der Kirche gehört; und sie sagt Gott dafür Dank, dass viele orientalische Söhne der katholischen Kirche, die dieses Erbe bewahren und den Wunsch haben, es reiner und vollständiger zu leben, schon jetzt mit den Brüdern, die die abendländische Tradition pflegen, in voller Gemeinschaft leben.

18. Im Hinblick auf all dies erneuert das Heilige Konzil feierlich, was in der Vergangenheit von Heiligen Konzilien und von römischen Päpsten erklärt wurde, dass es nämlich zur Wiederherstellung oder Erhaltung der Gemeinschaft und Einheit notwendig sei, „keine Lasten aufzuerlegen, die über das Notwendige hinausgehen“ (Apg 15,28). Es spricht den dringenden Wunsch aus, dass von nun an alle ihr Bestreben darauf richten, diese Einheit allmählich zu erlangen in den verschiedenen Einrichtungen und Lebensformen der Kirche, besonders durch das Gebet und den brüderlichen Dialog über die Lehre und über die drängenden Notwendigkeiten der Seelsorgsaufgaben in unserer Zeit. In gleicher Weise empfiehlt das Heilige Konzil den Hirten und den Gläubigen der katholischen Kirche eine enge Verbundenheit mit denen, die nicht mehr im Orient, sondern fern von ihrer Heimat leben, damit die brüderliche Zusammenarbeit mit ihnen im Geist der Liebe und unter Ausschluss jeglichen Geistes streitsüchtiger Eifersucht wachse. Wenn dieses Werk mit ganzer Seele in Angriff genommen wird, so hofft das Heilige Konzil, dass die Wand, die die abendländische und die orientalische Kirche trennt, einmal hinweg genommen werde und schließlich nur eine einzige Wohnung sei, deren fester Eckstein Jesus Christus ist, der aus beidem eines machen wird.

Kirche, begründet in der innertrinitarischen Liebesbeziehung (Dumitru Staniloae)

Dumitru Staniloae (1903-1993) gilt als einer der profiliertesten Vertreter der orthodoxen Theologie. Seine „Teologia Dogmatica Ortodoxa“ ist in rumänischer Sprache erschienen (dt. Orthodoxe Dogmatik (1978); sie gilt als repräsentativ für die orthodoxe Theologie. Der ekklesiologische Teil zeigt die enge Anlehnung dieser Theologie an die Patristik und die Betonung der innertrinitarischen Begründung der Kirche.

„Die Kirche ist eine Gemeinschaft der Liebe, die immer neu aus den Quellen der innertrinitarischen Liebesbeziehungen gespeist wird. Sie lebt im unendlichen Ozean dieser dreieinen Subjektbeziehung und kann unentwegt daraus Kraft und Leben schöpfen. Im Sohn sind wir bereits durch die Tatsache seiner Menschwerdung aus Liebe zusammengeschlossen, noch mehr aber durch sein Opfer, das uns Kraft zu unserem eigenen Opfer vermittelt, so dass wir aus der Gefangenschaft in unserem Egoismus frei werden und in die unbegrenzte Liebesgemeinschaft mit Gott und den Nächsten eintreten können. Jene, die sich mehr und vollkommener heiligen, indem sie in einem kontinuierlichen Opferzustand verharren, sind innerhalb des Leibes Christi seinem Herzen und Gemüt näher; sie sind inniger in das Leben und die Kräfte eingepflanzt, die seinen Leib durchdringen und die ja von einer der Hypostasen der Trinität als unendliche Lebens- und Liebeskraft getragen werden. Dadurch werden sie auch vom Vater mehr geliebt und erfahren in ihrem Bewusstsein die Wogen seiner Liebe und des von ihm ausgehenden Lebens noch deutlicher, die von ihm zum Sohn hin strömen und sich vom Sohn durch den Heiligen Geist in unsere Herzen ergießen. In der Kirche weht der Hauch des Geistes, der Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn, und der Geist pflanzt seinerseits die kindliche Liebe zum Vater in die Menschenherzen, wobei er zugleich die Liebe des Vaters zum Sohn weckt, die auch denen gilt, die mit dem Sohn im Leib der Kirche vereint sind. Der Hauch dieser Liebe, der uns durch den Geist erreicht, hat einst die Welt erschaffen, und nun stellt er diese in der Kirche wieder her.“^[3]

Jesusgebet

^[3] Dumitru Staniloae, Orthodoxe Dogmatik Bd. II (Ökumenische Theologie Bd. 15), Zürich-Gütersloh 1990, 172f.

Die Ursprünge des Jesusgebetes liegen im NT, und zwar in den an Jesus gerichteten Stossgebeten (Mt 15,22; 20,31; Mk 10,47; Lk 17,13; 18,13; 18,48), ferner in der Mahnungen, unablässig zu beten (Lk 18,1; Eph 6,18; 1 Thess 5,17).

Die „Philokalie“ ist ein mehrbändiges Werk, in welchem Texte von mehr als 30 Schriftstellern des christlichen Ostens, und zwar aus dem 3.-15.Jh. zusammengefasst sind. Diese Texte beziehen sich alle in irgendeiner Weise auf die Übung des Jesusgebetes, auf seine Methode und auf die damit verbundene Lebensführung, ferner auf die aus vertieftem Beten sich ergebenden mystischen Erfahrungen, auf deren Erscheinungsform wie auf deren theologische Deutung. Die „Philokalie“ erschien 1792 in Venedig, und zwar auf griechisch, hg. vom Bischof Makarios von Korinth.

Ein Bruder fragte den Abt Makarios: „Welches unter den Werken des Gotteskämpfers und Fasters ist Gott wohl am angenehmsten? Er antwortete: „Glückselig zu preisen ist derjenige, der mit zerknirschem Herzen den gebenedeiten Namen unseres Herrn Jesus Christus beständig auf den Lippen trägt. Es gibt fürwahr im alltäglichen Leben kein besseres Mittel als diese gesegnete Nahrung. Mache es dem Tiere gleich, das seine Nahrung noch einmal in den Mund zieht und das Angenehme des Wiederkäuens verspürt, bis es die Nahrung wieder zurückgehen lässt in den Magen und dadurch Wohlbefinden auf sein ganzes Inneres ausströmt.

Wenn wir mit unseren Lippen den Namen unseres Herrn Jesus Christus aussprechen, wenden wir mit zerknirschem Herzen unsere ganze Aufmerksamkeit auf ihn, damit er deinem Geiste gegenwärtig ist und du ihn nicht vergeblich im Munde führst. Denke mit Inbrunst an die Anrufung „Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner“. Dann wird über deinem Schläfe die Gottheit ruhen; die dunklen Wolken der Leidenschaften, die dich bestürmen, verjagst du, und der innere Mensch wird die Reinheit des Adam erlangen, die er im Paradiese besaß... Bemühen wir uns, bei jedem Atemzuge zu sprechen: „Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner; ich preise dich, mein Herr Jesus, eile mir zu helfen.“ (28-31)

Als Hauptquelle der Verbreitung des Jesusgebetes gilt das Buch: Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers^[4]. Die Redaktionsgeschichte dieses seinerzeit anonym erschienen Buches ist noch nicht völlig erforscht. Jedenfalls ist die allen

^[4] Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers, hg. und eingeleitet von Emmanuel Jungclaussen, Freiburg 1974.

Übersetzungen zugrunde liegende russische Ausgabe der ersten vier Erzählungen von 1884 in Kazan bereits die 3. Auflage, die sich von der 2. Auflage (1881) und mit dieser nochmals von der 1. Auflage (um 1870) durchaus unterscheidet. Die 3. Auflage dürfte von dem großen russischen Starez Bischof Theophan dem Klausner (1815-1894) redigiert worden sein.

Einige Textauszüge:

„Das unablässige innerliche Jesusgebet ist das ununterbrochene, unaufhörliche Anrufen des göttlichen Namens Jesu Christi mit den Lippen, mit dem Geist und mit dem Herzen, wobei man sich seine ständige Anwesenheit vorstellt und ihn um sein Erbarmen bittet bei jeglichem Tun, allerorts, zu jeder Zeit, sogar im Schlaf. Es findet seinen Ausdruck in folgenden Worten: Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner!“ (30)

„Setz dich still und einsam hin, neige den Kopf, schließe die Augen; atme recht leicht, blicke mit deiner Einbildung in dein Herz, führe den Geist, das heißt das Denken aus dem Kopf ins Herz: Beim Atmen sprich, leise die Lippen bewegend oder nur im Geiste: ‚Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner. ‚Gib dir Mühe, alle fremden Gedanken zu vertreiben. Sei nur still und habe Geduld und wiederhole diese Beschäftigung recht häufig.“ (31)

„Ob du stehst oder sitzt, ob du gehst oder liegst, wiederhole unablässig ‚Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner‘, nicht laut, ohne Übereilung; und tue dieses eben dreitausendmal am Tage, füge nichts hinzu, streiche aber auch nichts aus eigenem Ermessen. Gott wird dir hierdurch helfen, das unablässige Wirken des Herzens zu erlangen.“ (33)

„Das Anrufen des Namens Jesu Christi erfreute mich unterwegs, und alle Menschen waren gütiger zu mir; es war so, als hätten mich alle lieb gewonnen.“ (37)

Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes (Kol 1,15)

In Jesus Christus schaut uns Gott an. In Ihm sind wir von Gott her Angesehene. „Und weil das Auge dort ist, wo die Liebe weilt, erfahre ich, dass Du mich liebst. ... Dein Sehen, Herr, ist Lieben, und wie Dein Blick mich aufmerksam betrachtet, dass er sich nie abwendet, so auch Deine Liebe. ... Soweit Du mit mir bist, soweit bin ich. Und da Dein Sehen Dein Sein ist, bin ich also, weil Du mich anblickst. ... Indem Du mich

ansiehst, lässt Du, der verborgene Gott, Dich von mir erblicken. ... Und nichts anderes ist Dein Sehen als Lebendigmachen. ... Dein Sehen bedeutet Wirken“ schrieb der Brixener Bischof Nikolaus Cusanus (De visione Dei). Cusanus als Tiroler Bischof war ja im 15. Jahrhundert ein Ökumeniker, der zwischen Ost und West vermittelt hat.

In einer Ikone wird der Blick für das Kommende freigegeben. Die Ikone ist nicht nur Erinnerung an Jesus und auch nicht nur Vergegenwärtigung seines Heilswerkes, sie nimmt die Wiederkunft Christi in den Blick. „Im Christusbild, in den Ikonen Mariens und der Heiligen begegnet uns die kommende Welt, die befreite Menschheit, der im Glanz Gottes stehende Mensch.“ (Christoph Schönborn) Die Ikone ist wie ein Prisma, durch das der Strahl Gottes einfällt und bricht. Wir können dessen Herrlichkeit in unterschiedlichen Tönen und Farben wahrnehmen und doch nicht ganz begreifen und nicht fassen.

Im Abbild wird das „Urbild“ verehrt. Das dient der Erinnerung und Stärkung des Glaubens... „Je öfter man in Abbildungen schaut, desto mehr wird der Beschauende zur Erinnerung an die Urbilder und deren Nachahmung angeregt. Denn die Ehre, die man dem Bild erweist, geht auf das Urbild über, und wer ein Bild verehrt, verehrt die darin dargestellte Person.“ (Synodaldekret des II. Konzils von Nicäea) Ziel der Anschauung ist es, die eigene Gottebenbildlichkeit je neu zu bedenken und in der Sendung zu realisieren. So schenkt die Anschauung und Anbetung auch Gelöstheit und Freiheit.

„Die Kirchen und die kirchlichen Gemeinschaften,... sind mit der katholischen Kirche durch das Band besonderer Verwandtschaft verbunden...“ (Zweites Vatikanisches Konzil, Oekumenismusdekret Nr.19) Ikonen sind ein Zeichen dieser Verbundenheit. Nach Auffassung der orthodoxen Kirche vergegenwärtigt sich in den Ikonen in gnadenhafter Weise das Dargestellte. Wir brauchen die gemeinsame Anbetung, die Fürbitte, das liebende Gedächtnis in der Liturgie durch die wir mit den Heiligen über die Grenze des Todes hinaus verbunden sind. Mögen die Menschen in den Ikonen das unverbrauchbare Geheimnis Gottes wahrnehmen.
